

Die Wendung zur Sprache in der Philosophie der Gegenwart* **

Es kommt darauf an, die Sprache in ihrer notwendigen Leistung im Gesamtaufbau des menschlichen Lebens zu begreifen und hier auch mit der Fragestellung einzusetzen. Dabei wendet sich die Aufmerksamkeit der jüngsten Entwicklung in der Philosophie zu, denn hier haben wir die wichtige Erscheinung, daß die Sprache, die jahrhundertlang nahezu unbeachtet geblieben, ja zuweilen mit einem ausgeprochenen Mißtrauen betrachtet worden war, in den Mittelpunkt der gegenwärtigen Problematik getreten ist.

Zwei Gründe waren es im wesentlichen, auf denen dieses mangelnde Interesse, wenn nicht darüber hinaus das Mißtrauen und die Feindschaft der Philosophie und der Wissenschaft gegenüber der Sprache beruhten. Das eine ist der Vorwurf der Ungenauigkeit, der Unexaktheit der sprachlich gegebenen Wortbedeutungen. Die Sprache sei ein sehr unvollkommenes, ein viel zu grobes Werkzeug zur Wiedergabe einer strengen Gedankenführung. Klanggleiche Wörter hätten oft einen verschiedenen Sinn, während es auf der andern Seite überflüssigerweise verschiedene Wörter für denselben Begriff gäbe. Und selbst wenn man dies noch durch strengere Abgrenzungen zu vermeiden versuchen könne, so wirke sich noch schlimmer aus, daß sich viele und gerade die wichtigsten Wörter der Sprache überhaupt nicht klar definieren lassen. Wer wollte etwa begrifflich klar bestimmen, was „stehen“ und was „liegen“ ist. Gefühlstöne und Bedeutungsassoziationen klingen mit an. Besonders „verhängnisvoll“ – vom Streben nach begrifflicher Eindeutigkeit her gesehen – seien die vielen uneigentlichen, übertragenen, metaphorischen Bedeutungen, die die ganze Sprache durchziehen. Wer würde etwa genau bestimmen können, was in den verschiedenen Möglichkeiten des Sprachgebrauchs ein Haus, ein Fuß, ein Blatt ist. Und dabei habe ich noch mit Absicht schwierige und vieldeutige Wörter vermieden.

Die Wissenschaft hat darum versucht, sich ganz oder wenigstens teilweise von den Ungenauigkeiten zu befreien, indem sie entweder wenigstens ihre Grundbegriffe streng definierte, wobei sie sich mit Vorliebe neu geprägter Fremdwörter bediente, die den Vorzug hatten, willkürlich definierbar zu sein, weil sie als Neuprägungen nicht schon durch das Verständnis der Alltagssprache vorbelastet sind, oder indem sie in der modernen Logistik eine von der Bindung an die gesprochene Wortsprache unabhängige Symbolsprache schuf, die dann freilich zu ihrer Einführung wiederum (als letzte „Metasprache“) der gewöhnlichen Alltagssprache bedarf. Wir gehen hier noch nicht auf die Berechtigung dieses Vorwurfs ein, d. h. auf die Frage, wie weit sich diese Unvollkommenheit vielleicht als nur scheinbar und sogar als eigentümlicher Vorzug der Sprache erweisen kann. Wir stellen zunächst nur den Grund für das Mißtrauen gegenüber der Sprache heraus.

Der zweite Vorwurf richtet sich gegen die Vergewaltigung des Denkens durch die Sprache, insbesondere gegen das, was man den „Wortaberglauben“ oder den „Wortfetischismus“ genannt hat: daß wir geneigt sind, vieles für wirklich zu halten, nur weil die Sprache dafür ein Wort hat. Insbesondere wird dies Argument in dem Sinn benutzt, daß wir nur darum an die Existenz allgemeiner Wesenheiten glauben, weil die Sprache in ihren Allgemeinbegriffen dafür Wörter zur Verfügung hat. Man könnte aber auch an den Gedanken Whorfs denken, daß das abendländische Denken nur darum in allem Geschehen einen festen Träger dieses Ge-

* Erschienen in der Zeitschrift „Universitas“, 37. Jg. 1982, S. 787-785. Die Seitenumbrüche des Erstdrucks sind in den fortlaufenden Text eingefügt.

** Vgl. zu diesem Beitrag die Schrift von O. F. Bollnow: „Sprache und Erziehung“, 3. Auflage 1979, mit Ausführungen über philosophische Aspekte zum Sprachproblem. Die Schriftleitung

schehens anzunehmen geneigt ist, weil die indogermanischen Sätze nach dem Prinzip von Subjekt und Prädikat aufgebaut sind.

So ist es zu verstehen, daß in der Philosophie der Neuzeit der Sprache wenig Aufmerksamkeit geschenkt wurde. In keinem ihrer großen Systeme hat die Sprache eine tragende Funktion. Diejenigen Denker, die sich eingehender mit der Sprache beschäftigten, Herder, Humboldt oder Schleiermacher etwa, waren in der Gesamtentwicklung der Philosophie nur Außenseiter und [788/789] haben auf diese wenig Einfluß gehabt. Und als sich seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts eine selbständige Sprachwissenschaft ausbildete, da fanden sich die Sprachwissenschaftler in der Besinnung auf die Grundlagen ihres Fachs auf sich selber angewiesen. Die Philosophen von Fach leisteten ihnen dabei keine Hilfe und nahmen auch von ihren Ergebnissen wenig Notiz. So konnte auch die Pädagogik von hier aus keine Anstöße empfangen.

Das aber beginnt sich in den letzten Jahrzehnten grundlegend zu ändern. Die Sprachphilosophie hört auf, eine verhältnismäßige Sonderdisziplin neben vielen andern zu sein, sie rückt in den Mittelpunkt des gesamten Philosophierens und beginnt, die Stelle der philosophischen Zentraldisziplin zu übernehmen, die lange Zeit die Logik und seit dem Ende des 19. Jahrhunderts die sie dann ablösende Erkenntnistheorie erfüllt hatte. „Man spricht heutzutage keine Neuigkeit mehr aus, wenn man feststellt, daß die Philosophen der letzten Dezennien die Frage nach der Sprache und insbesondere die Frage nach Sinn und Bedeutung sprachlicher Ausdrücke in zunehmendem Maße in den Mittelpunkt der Forschung gerückt haben.“¹

Diese wahrhaft umwälzende Entwicklung erfordert eine eigne Darstellung. Hier kann nur zur Verdeutlichung auf einige wenige Namen hingewiesen werden. Dahin gehört zunächst Cassirer, der der Sprache den ersten Band seiner „Philosophie der symbolischen Formen“ gewidmet hat. Er nahm den Kantischen Ansatz auf, daß die Erkenntnis kein bloßes Abbilden, sondern eine schöpferische Leistung ist, aber er erweiterte ihn über den Bereich der reinen Erkenntnisleistungen hinaus, indem er zeigte, daß neben den Formen der Anschauung und des Denkens noch andere solcher von ihm als „symbolische Formen“ bezeichneten Kräfte wirksam sind, in denen wir unser Weltbild gestalten, der Mythos, die Kunst usw., und unter ihnen als die elementarste die Sprache. Die Sprache, so entwickelt er, bildet nicht eine schon von ihr unabhängig vorhandene Wirklichkeit ab, sondern formt die Wirklichkeit, und wir „haben“ die Wirklichkeit grundsätzlich nur in der Formung der Sprache.

Weiter ist hier der zu Unrecht vergessene Hans Lipps zu nennen. [789/790] Auf dem Wege zu einer „hermeneutischen Logik“, d. h. zu einer Logik, die im Unterschied zur überlieferten „formalen Logik“ die fertigen Gebilde von den Lebenssituationen her zu begreifen sucht, aus der sie hervorgegangen sind, wurde er dahin geführt, die lebensgestaltende Macht der Sprache, und zwar insbesondere des in einer bestimmten Situation konkret gesprochenen Worts herauszuarbeiten. Er sprach von einer „Potenz des Worts“, von einer die Wirklichkeit gestaltenden Macht der Sprache.

Auch auf Gehlen wäre hier hinzuweisen, der in seinem anthropologischen Hauptwerk „Der Mensch“ eine von den verschiedenen „Wurzeln“ her aufbauende Theorie der Sprache, insbesondere nach ihrer „Entlastungs“-Funktion hin eingehend entwickelt. Doch führen seine Probleme in eine etwas andere Richtung.

Auch für Heidegger hat die Sprache in seiner späteren Entwicklung eine immer größere Wichtigkeit gewonnen. „Die Besinnung auf das Wesen der Sprache“, so betont er, muß „einen anderen Rang erlangen. Sie kann nicht mehr bloße Sprachphilosophie sein“², d.h. nicht mehr eine durch einen besonderen Gegenstandsbereich bestimmte Sonderdisziplin. Den inni-

¹ R. Haller, Die linguistische Methode der Philosophie. Wissenschaft und Weltbild, 18. Jahrg. 1965, S. 133. Vgl. auch O. F. Bollnow, Sprache und Dichtung. Symphilosophie. Bericht über den Dritten Deutschen Kongreß für Philosophie, München 1962.

² M. Heidegger, Platons Lehre von der Wahrheit. Mit einem Brief über den „Humanismus“. Bern 1947, S. 59.

gen Zusammenhang der Sprache mit dem Sein und dem Menschen faßt er in den gedankenschweren Satz zusammen: „Die Sprache ist das Haus des Seins. In ihrer Behausung wohnt der Mensch“³. Und er betont gegenüber dem nachlässigen Umgang mit der Sprache das erzieherische Problem, „das Wohnen im Sprechen der Sprache zu lernen“. Inwiefern das Bild von einem Haus, in dem der Mensch wohnen kann, sinnvoll auf die Sprache angewandt werden kann, muß uns noch eingehend beschäftigen.

Wir können die Reihe nicht weiter fortsetzen. Manches wäre noch zu nennen gewesen. Nur daß Gadammers „Wahrheit und Methode“, das seiner Absicht nach das Ganze einer hermeneutischen Philosophie umfassen soll, im dritten und abschließenden Teil von der Sprache handelt, und auch Liebrucks eine umfassende Sprachphilosophie vorgelegt hat, sei als Hinweis auf die wachsende Gegenwartsbedeutung der Sprache noch angeführt.

In diesem Zusammenhang ist es bedeutsam, daß sich auch in der englischen und amerikanischen Philosophie eine ähnliche [790/791] Entwicklung abzeichnet, die in zunehmendem Maß auch auf die deutschsprachige Philosophie einwirkt. Sie ist um so beweiskräftiger, als sie, von einer vorwiegend sprachkritisch orientierten Logik herkommend, auf ihrem ganz anderen Wege immer entschiedener in eine Nähe zu der gezeichneten deutschen Entwicklung geführt wird. Hier sei nur auf die Wendung des späten Wittgenstein verwiesen. Es ist eine völlige Umkehr gegenüber der früher von ihm eingenommenen sprachkritischen Position, wenn er jetzt erklärt, die philosophischen Probleme „werden durch eine Einsicht in das Arbeiten unserer Sprache gelöst“, und darum fordert, „auf den rauhen Boden“ der Sprache zurückzukehren. Ganz anders ist die Sprachphilosophie des Amerikaners Whorf mit ihrem „linguistischen Relativitätsprinzip“. Es zeigt sich also, daß es sich in dieser Wendung zur Sprache nicht nur um eine deutsche Sonderentwicklung handelt, sondern um eine weiter ausgreifende Bewegung.

Als Vorbereitung zur Fragestellung scheinen mir einige Betrachtungen notwendig zu sein, die ich, sofern sie überhaupt auf den Titel einer Philosophie Anspruch erheben können, in einer etwas zugespitzten Form als Sprachphilosophie ohne (besser: vorläufig noch ohne) Sprachwissenschaft bezeichnen möchte. Daß darin keine Verachtung der Sprachwissenschaft zum Ausdruck kommt, wird sogleich deutlich werden. Aber es scheint mir zum Schaden der philosophischen Betrachtung zu sein, wenn sie sich zu früh an den Ergebnissen der Einzelwissenschaften orientiert oder gar von ihnen ausgeht. Denn es gibt eine Reihe von wichtigen Aspekten der Sprache, die in der philologischen Betrachtung gar nicht richtig in den Blick kommen. Die Sprachwissenschaft wendet sich in erster Linie den objektiven Gebilden zu, den Wörtern und ihren syntaktischen Beziehungen, gewissermaßen dem Material, aus dem die Sprache ihr Werk errichtet. Das liegt in ihrem Wesen als einer diesem besonderen Gegenstandsbereich, nämlich der Sprache, zugeordneten Wissenschaft. Aber ohne eine die Möglichkeiten der Sprache beschneidende Grenzziehung vornehmen zu wollen, gibt es doch eine Reihe von Erscheinungen des sprachlichen Lebens, die ganz unabhängig sind von den Mitteln, deren sich die Sprache bei der Erfüllung ihrer Aufgaben bedient, insbesondere von den bestimmten Wörtern, die sie dabei gebraucht, und die doch einer eignen Untersuchung bedürfen.

Dahin gehören z. B. die Situationen, in denen sich die Men- [791/792] schen zum Sprechen zusammenfinden, und die Formen, in denen sie miteinander oder zueinander sprechen. Dahin gehört weiterhin der Ton, auf den sie ihre Sprache stimmen. Ob jemand z. B. freundlich mit dem andern spricht oder zornig auf ihn einredet, ist unabhängig von den Wörtern, deren er sich dabei bedient, ja ist weitgehend sogar in einer fremden Sprache verständlich. Dahin gehören weiterhin bestimmte typische Formen geprägten sprachlichen Ausdrucks, für die es schwer ist, einen treffenden gemeinsamen Namen zu finden, und die man sich vorläufig einmal an einer Reihe von Beispielen verdeutlicht: Dahin gehört das Wort, das jemand dem andern gibt, der Vertrag, den er mit einem andern abschließt, das Sprichwort oder das Schlag-

³ Heidegger, a. a. O., S. 53.

wort im politischen Kampf und wiederum das lyrische Gedicht: das alles sind verhältnismäßig ablösbare sprachliche Gebilde, in denen sich die Macht des Worts bekundet und die ebenfalls weitgehend unabhängig sind von den besonderen sprachlichen Mitteln, in denen sie ausgedrückt werden. Wir können diese Gestalt gewordenen Gebilde mit einer in der deutschen Sprache gegebenen Unterscheidungsmöglichkeit vielleicht als „Worte“ bezeichnen, im Gegensatz zu den einzelnen Wörtern, die im Wörterbuch verzeichnet werden.

Das alles muß zunächst einmal gesichtet und in den verschiedenen Richtungen auseinandergelagt werden, ehe man mit bestimmteren Fragen an die Sprachwissenschaft herantritt und ihre Auskünfte pädagogisch zu verwerten sucht. Im Unterschied zu den Verhältnissen in manchen anderen Wissenschaften, wie der Physik, der Chemie usw., ist die Sprache ja nichts, was wir erst durch diese Wissenschaft kennenlernen, sondern wir kennen die Sprache schon immer aus dem Zusammenhang unsres täglichen Lebens, wir alle wissen schon, was Sprechen und verstehendes Aufnehmen des Gesprochenen ist. Und von diesem unmittelbar gegebenen Verständnis der Sprache müssen wir (schon aus rein methodischen Gründen) zunächst einmal ausgehen.

So ergibt sich ein weites Feld sprachphilosophischer Überlegungen, die weitgehend unabhängig sind von den besonderen Gebilden, die in der Sprachwissenschaft untersucht werden, und die darum auch vor diesen abgehandelt werden müssen. Selbstverständlich muß der Philosoph und der sich philosophischer Überlegungen bedienende Pädagoge immer wieder die empirische Forschung heranziehen und sich mit ihr auseinander- [792/793] setzen, aber um dies in der richtigen Weise tun zu können, muß er zuvor seine eigne Frage ausgearbeitet haben. Sonst gerät er in die Gefahr, von der ungeordneten Fülle der auf ihn eindringenden Ergebnisse erdrückt oder in eine fremde Richtung abgedrängt zu werden. Und auch Spracherziehung wäre mißverstanden, wenn man sie als angewandte Philologie auffassen würde. Darum müssen in diesen verhältnismäßig weit ausholenden vorläufigen Betrachtungen erst die Fragestellungen entwickelt werden, die dann im Zusammenhang mit der Sprachwissenschaft im einzelnen erforscht werden müssen.

Dabei muß man sich vor einer falschen Vereinfachung hüten. Es ist nicht so, daß die Philosophie die Grundlagen zu liefern hätte, auf denen dann die Einzelwissenschaften aufzubauen hätten, und die, nachdem sie einmal gelegt sind, einen endgültigen Charakter hätten, so daß dann zwischen Philosophie und Einzelwissenschaft ein einseitig gerichtetes Aufbauverhältnis entstünde. Ein solches einseitiges Fundierungsverhältnis der Einzelwissenschaften auf den zuvor von der Philosophie gelegten Grundlagen, wie man es früher, besonders in den idealistischen Systemen, vielfach vertreten hatte und zum Teil noch heute vertritt, läßt sich nicht aufrechterhalten. Wir müssen vielmehr grundsätzlich die Angewiesenheit der Philosophie auf die Arbeit der Einzelwissenschaften anerkennen. Was die Philosophie im unmittelbaren Zugang herausstellt, hat nur den Charakter eines vorläufigen Entwurfs, der dann durch die Ergebnisse der einzelwissenschaftlichen Forschung bestätigt, modifiziert oder sogar widerlegt werden kann. Dabei können ganz neue und unerwartete Zusammenhänge ans Licht treten, von denen die frühere Grundlegung keine Ahnung hatte und die bei einer rein philosophischen Besinnung niemals sichtbar geworden wären. Erst in dem seiner Natur nach niemals abgeschlossenen Wechselprozeß von neu entdeckten Tatsachen und anschließender Besinnung vollzieht sich der wissenschaftliche Fortschritt. Nur in ihm erhält sich zugleich die Philosophie die notwendige grundsätzliche Offenheit ihrer Fragestellung.

Darum hatten wir vorsichtig nur von einer „weitgehenden“ Unabhängigkeit unserer ersten Betrachtungen von der sprachwissenschaftlichen Einfeldforschung gesprochen. Die philosophische „Grundlegung“ ist nicht als eine endgültige im Sinn eines eindimensional fortschreitenden Aufbaus zu verstehen, sondern hat nur den Charakter eines leitenden Vorverständnisses. In ihr [793/794] wird der Blick auf die zu untersuchenden Erscheinungen freigelegt, das Feld

der Untersuchungen abgesteckt, gewissermaßen erst einmal Bestandsaufnahme der zu behandelnden Fragen gemacht, ehe man dann an die Einzelforschung herangeht. Aber im Wesen eines solchen vorausgreifenden Entwurfs ist zugleich enthalten, daß er nichts Festes ist, daß er vielmehr belehrbar bleibt und ständig durch neue Berührung mit der Wirklichkeit berichtigt werden muß. Es ist das notwendig zirkelhafte Verhältnis von vorwegnehmendem Vorverständnis und durch neue Erfahrungen ständig erweiterter und befestigter tieferer Erkenntnis. Nichts ist endgültig, und alles bleibt abhängig von weiteren Erfahrungen, insbesondere von neuen Ergebnissen der sprachwissenschaftlichen Einzelforschung. Wir bleiben also im notwendig hermeneutischen Gang aller Philosophie. Und nur im Rahmen eines solchen zirkelhaften Verhältnisses ist der immer nur vorläufige Anfang in einer „Sprachphilosophie ohne Sprachwissenschaft“ zu verstehen.

Von da her wäre der Aufbau einer solchen sprachphilosophischen Grundlegung bedingt. Er kann nicht von den einzelnen Bestandteilen der Sprache, den Wörtern, ausgehen und versuchen, von ihnen zu den höheren Gebilden aufzusteigen, und dann abschließend ihre Verwendung im Lebenszusammenhang untersuchen. Er muß vielmehr vom Ganzen ausgehen und versuchen, durch zunehmende Konkretisierung den Weg zu den einzelnen Bestandteilen zu finden. Aber er darf dieses Ganze nicht einmal auf der Ebene der objektivierten Sprache suchen, sondern muß bei dem Lebenszusammenhang einsetzen, in dem die Menschen miteinander reden und hier die verschiedenen, bald dialogischen, bald monologischen Arten im Hinblick auf ihre Lebensfunktion und ihre innere Form untersuchen. Dazu können wir zunächst die Fragen nach dem „Material“, mit dem die Sprache hier arbeitet, beiseite lassen; denn das Verständnis dieser Leistung ist weitgehend unabhängig davon.

Erst danach müßte vom Gesprochenen selber die Rede sein, von dem, was sich im Fluß der Rede von größeren und kleineren sprachlichen Gebilden heraushebt, vom kürzeren Ausspruch, als Sprichwort, Schlagwort usw. bis zur umfangreicheren Dichtung und den Mitteln, dem „Material“ gewissermaßen, dessen sich die Sprache bei der Gestaltung dieser Gebilde bedient. Dabei wäre grundsätzlich weiterhin ein Aufbau denkbar, der auch hier diese Gebilde zunächst im ganzen betrachtet, besonders hinsichtlich der Leistung, die sie im Ganzen des Lebenszusammenhangs erfüllen (denn auch das ist wiederum weitgehend noch ohne Betrachtung der sprachlichen Mittel möglich), und hernach zu den einzelnen Wörtern und ihren Fügungen, gewissermaßen zu den „Elementen“ hinabsteigt. Doch scheint mir ein anderer Weg als zweckmäßiger erwiesen, der zunächst bei der Leistung der Wörter anfängt – nicht freilich auf der innersprachlichen Ebene, insofern sie Glieder von Sätzen und größeren Zusammenhängen sind, sondern in ihrer Funktion für die Weltauffassung und Lebensbedeutung, um von da aus nach den allgemeineren Fragen nach der Leistung der Sprache im Aufbau unsrer Welt und in der Verwirklichung unsres Selbstseins zu fragen. Eine gewisse Willkür im Aufbau wird sich nicht vermeiden lassen; denn die einzelnen Teile lassen sich nie ohne Bruch in einem gradlinig fortschreitenden Aufbau einordnen, weil es im Grunde nur verschiedene Aspekte sind, deren jeder das Ganze der Sprache von einem neuen Gesichtspunkt her in den Blick nimmt, von denen jeder also einen ursprünglichen Zugang hat und jeder die beiden andern schon mit voraussetzt.

Die grundlegenden Arbeiten von Hans Lipps können dabei immer wieder wegweisend sein. Seine Gedanken aufzunehmen und vor der Vergessenheit zu bewahren, empfinde ich als eine verpflichtende Aufgabe.

Literatur:

H. Lipps: Werke. 2. Band: Untersuchungen zu einer hermeneutischen Logik, Frankfurt 1976; ders.: Werke. 4. Band: Die Verbindlichkeit der Sprache, Frankfurt/M. 1977.

B. Liebrucks: Sprache und Bewußtsein, Frankfurt/M. (Bd. 1, 1964 bis Bd. 7, 1979), ders.: Wilhelm von Humboldt, Frankfurt/M. 1965.